



WOLFGANG GROTH

Helios



Mein Leben und die
WIRKLICHKEIT

Wolfgang Groth

**Mein Leben und die
Wirklichkeit**

Die Autobiografie des
Einsatzveterans der Bundeswehr
Wolfgang Groth

HELIOS

Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel!

Liebe Leser, liebe Leserinnen,

zunächst möchten wir uns herzlich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie dieses Buch erworben haben. Wir sind ein Familienunternehmen aus Duisburg und jeder einzelne unserer Leser liegt uns am Herzen!

Mit unserem Verlag *EK-2 Publishing* möchten wir militärgeschichtliche und historische Themen sichtbar machen und Leserinnen und Leser begeistern.

Vor allem aber möchten wir, dass jedes unserer Bücher **Ihnen ein einzigartiges und erfreuliches Leseerlebnis** bietet. Haben Sie Anmerkungen oder Kritik? Lassen Sie uns gerne wissen, was Ihnen besonders gefallen hat oder wo Sie sich Verbesserungen wünschen. Welche Bücher würden Sie gerne in unserem Katalog entdecken? Ihre Rückmeldung ist wertvoll für uns und unsere Autoren.

Schreiben Sie uns: info@ek2-publishing.com

Nun wünschen wir Ihnen ein angenehmes Leseerlebnis!

*Ihr Team von EK-2 Publishing,
Ihr Verlag zum Anfassen*

Vorwort

In erster Linie schreibe ich meine Autobiografie für mich, um zu erkennen wie die Zeit mein Leben verändert hat, wie sie mein Leben beeinflussen konnte. Welche menschlichen, wirtschaftlichen und politische Einflüsse waren geeignet und in der Lage mein Leben entscheidend zu lenken und letztendlich auch zu prägen!

Was ist von meinem Lebensplan, den jeder einmal für sich aufstellt, übriggeblieben?

Auch möchte ich meine Eindrücke und Ereignisse beschreiben denen ich begegnet bin, die mich umgetrieben haben und mich als Person oder auch meine Familie betreffen sollten. Mir gefällt auch die Erzählung eines Buches, das mein Leben und das zusammen getragene und gesammelte Wissen daraus, meine Welterkenntnis abbildet.

Wusste ich, das ich den Zeitabschnitt von der Schiefertafel mit Griffel bis zur Schaffung der KI (künstliche Intelligenz) erleben sollte. Die Kuba-Krise, die erste Mondlandung, die Einführung des Internets, die Handygeneration, die Wiedervereinigung mit dem Mauerfall, Kriege auf vielen Erdteilen und, und, und.....begleiten würde.

Direkt und indirekt das Camp Marmal in Afghanistan für 10.000 Soldaten, sowie einen neuen Flugplatz mit aufbauen konnte.

Die Polit-Größen Afghanistans Abdul Rashid Dostum 2005 und Mohammed Qasim Fahim 2006 hautnah sehen durfte.

Ich den letzten König von Afghanistan Sahir Schah und den Präsidenten der Übergangsregierung Hamid Karzai begegnen durfte. Mit einem Verteidigungsminister nach einem Raketenangriff der Taliban im Camp Warehouse im Bunker gesessen und mit dem ehemaligen Bundestagspräsident Lammert gefrühstückt habe. Das auf

jeden ISAF-Soldaten ein Kopfgeld über 50.000,00 Dollar ausgesetzt worden war.

All das war erst der Anfang meines Lebens und es sollten noch ganz viele spannende persönliche, berufliche, soldatische und politische Ereignisse mein weiteres Leben begleiten.

Davon möchte ich den Lesern erzählen und mitnehmen auf die Reisen und Abenteuer meines Lebens.

Auch schreibe ich die Autobiografie für meine Frau Angela, für meine Kinder Romina und Kervin, aber ebenso für alle guten Weggefährten die mein Lebensweg begleitet haben.



Übergangspräsident Karsai

Einführung

Eigentlich hätte es für mich wieder ein schöner Tag im Camp Warehouse werden können. Ich, das ist der Hauptfeldwebel Wolfgang (Wolle) Groth und Teilnehmer als Soldat im Auslandseinsatz in Afghanistan im Kdo. Stab KNMB ISAF (später nur ISAF) im Camp Warehouse, nahe der Hauptstadt Kabul. Es ist der Samstagmorgen des 07.06.2003, mit meinen Zeltkameraden Major W. und dem Olt. B. machte ich mich auf den Weg in das Küchenzelt, um zu frühstücken. Der trockene Staub der unbefestigten Straße, wirbelte wie Puderzucker auf und setzt sich sofort auf Haut und Kleidung ab. Die Sonne stand selbst um diese Zeit, es war gerade einmal 6:30 Uhr, schon recht hoch und brannte auf der Haut. Nach dem Frühstück gingen wir gemeinsam zum fast einzigen festen Gebäude des Camps, dem Stabsgebäude. Daneben gab es noch ein flaches Lagergebäude, sowie ein lang gezogenes Gebäude, als Werkstatt, nahe der sogenannten „Spanischen Platte“. Alles andere an Fläche war mit Zelten für Unterkünfte und Büros, verschiedenster Nationen zu gepflastert. Dazwischen lagen als fiese Stolperfallen, Schläuche aller Größen für die Wasser- und Abwasserversorgung.

Im Laufe des Vormittags hatte ich mit dem Major W. noch einen Termin im HQ ISAF, im ca. 10 km entfernten Kabul. Als Fahrer eines LKW Wolf / kurz, musste ich mir vorher noch von der Einsatzzentrale des Stabes den Fahrbefehl, das Rufzeichen und den Decknamen für den Funkverkehr abholen.

Danach holte ich den Wolf vom Stellplatz, machte die fahrtechnische Funktionsprüfung, verstaute die Langwaffe, das G36, den Stahlhelm und die Schutzweste, unsere P8 war eh 24 Stunden am Mann und fuhr zum Eingang des Stabsgebäude.

Dort wartete schon Major W. mit gleicher Ausrüstung, saß auf und los ging es über die Jalalabad Route in Richtung Kabul. Diese wies im Verlauf der Strecke erhebliche Straßenschäden auf, die hier und da, ein ausweichen vor größeren Löchern im Straßenbelag erforderlich machte. Schon bei meiner ersten Ankunft in Afghanistan und Kabul, hatte ich den Eigengeruch des Landes bemerkt. Er war ganz besonders und schön, völlig anders als bei uns Zuhause. Was auch auffiel war, dass es kaum bis keine Vögel gab. Der Geruch änderte sich, umso mehr man sich Kabul näherte. Dann überdeckte ein anderer süßlicher, von ungeklärten Fäkalien, verbrannten Autoreifen und den Abgasen tausender Autos - ohne KAT - den Geruch. Wir erreichten das HQ ISAF in Kabul nach ca. dreißig Minuten. Major W. erledigte sein Dienstgeschäft im Gebäude, während ich inzwischen im dortigen PX - Kaufhaus des Soldaten - mir die Zeit vertrieb. Nach einer Stunde hatte der Major seinen Auftrag erledigt und wir machten uns auf den Rückweg zum Camp Warehouse. Die Straßen waren wie immer überfüllt von Menschen, Autos aller Art, Esel- und Pferdekarren. Jeder fuhr und bewegte sich so, wie er es gerade brauchte. Verkehrsschilder und Ampeln gab es so wie so nicht und die zwei bis drei „Polizisten“ die teilweise auf einem Podest standen und mit wilden Armbewegungen versuchten den Verkehr zu leiten, wurden großzügig übersehen. Vorfahrt hatte derjenige, der am lautesten hupte und schneller am Gaspedal war. Endlich waren wir aus dem Zentrum Kabuls raus und befuhren nun wieder die Jalalabad Route in Richtung Camp Warehouse.

Und dann war er da, der Zeitpunkt, der an diesen Tag alles verändern würde, so grausam für uns und der tödlich für einige Kameraden enden sollte. Diese gewaltige Detonation vor uns, die uns erschütterte und das Aufblitzen einer Explosion in ca. 1.000 Meter vor uns, nahm uns die Luft. Ich reagierte instinktiv, trat auf die Bremse, wich dem Vordermann noch aus und kam nach 30 Metern schlingern

mit dem Wolf in einem Autoknäul zu stehen. Entsetzt und sprachlos sahen wir uns an. Ich hätte später schwören können, es war für 30 Sekunden totenstill auf der Straße.

Dann setzte ein unbeschreiblicher Lärm schreiender Menschen, Autohupen und Motorenlärm ein. Ein fast schwarzer Rauchpilz stieg vor uns in den Himmel und eine gewaltige Staubwolke kam uns entgegen und nahm uns die Sicht und den Atem. Da wir mit dem Auto abgeplant unterwegs waren, spürten wir sofort den Dreck, Sand und kleine undefinierbare Teile auf uns niederprasseln. Ich ahnte sofort, da musste schlimmes passiert sein. Da wir plötzlich kein Gegenverkehr mehr hatten, konnte ich mich mit dem Kfz auf der Gegenseite durch die Menschentrauben weiter nach vorne bewegen. Nach 100 oder 200 Metern stoppte uns ein niederländischer Soldat an der Weiterfahrt undklärte uns auf. Es gab einen Sprengstoffanschlag auf einen Bus, der auf den Weg vom Camp Warehouse zum Flugplatz KIA war und angesprengt wurde, mehr war zum jetzigen Zeitpunkt nicht bekannt. Wir nahmen unsere Waffen auf, versorgten uns mit dem Feuerlöscher und dem Verbandskasten vom Wolf, um auf dem schnellsten Weg den Unglücksort zu erreichen und zu helfen. Den Wolf ließ ich am Straßenrand zurück. Es war ein Ort des Grauens den ich jetzt vorfand. Der angesprengte Bus lag neben der Straße oder was davon über war, andere schwer beschädigte Autos, verstümmelte Körper, Leichenteile, wie abgetrennte Füße und Beine, Blutlachen wo man hinsah, Uniformteile, herumliegende Erkennungsmarken und ID-Karten. Dazwischen, das schreien der verletzten Soldaten. Wir halfen wo zu helfen war, zogen verletzte Kameraden aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich und leisteten Erste Hilfe, soweit möglich. Ich band den Kameraden Gliedmaßen mit deren Hosengürtel nach der Tourniquet-Methode (Abbinde-System) ab. Schrieb die Uhrzeit der Maßnahme mit Filzschreiber auf die Stirn, um nachfolgenden

Rettungskräften mit Informationen zu versorgen. Ob es etwas gebracht hat weiß ich nicht. Es waren gefühlte 20 Minuten vergangen, als sich der Geräuschpegel an der Anschlagstelle ins unermessliche steigerte.

Von allen Seiten kam Hilfe, es gab, so stellte ich später fest, ein geordnetes Chaos. Von beiden Seiten der Jalalabad Route kamen alarmierte Rettungskräfte verschiedener Nationen, wie BATs, Ärzte, Sanitäter, Camp Feuerwehr und Militärpolizei. Sogar eine CH-53 schwebte mit einem Sanitätsrettungsteam ein. Es war für mich eine absolute Horrorsituation, die sich für immer in das Gehirn einbrannte. Als die Rettungskette stand, um alles professionell abzuarbeiten, lösten wir uns vom Unglücksort und gingen zu

unserem Kfz zurück. Erst jetzt und ganz langsam wurde uns bewusst, wie nah wir diesen Anschlag waren. Was wäre, wenn (die drei Ws) wir Minuten schneller gewesen wären?

Bei diesem Gedanken lief mir, selbst bei dieser brutalen Hitze, ein kalter Schauer über den Rücken. Als ich am späten Nachmittag wieder im Camp Warehouse eintraf, waren schon erste Einzelheiten bekannt geworden. Demnach war der mit deutschen Soldaten, auch als Abflieger bezeichnet, besetzte Bus auf dem Weg zum KIA (Kabul international Airport), um über den Umschlagpunkt Termez nach Hause zu fliegen. Nur waren sie leider zur falschen Zeit, am falschen Ort und wurden mit ca. 100 kg Sprengstoff von der Straße gebombt. So eine verdammte Sch.....!

Den Informationen nach war der Tod von vier Kameraden zu beklagen, weitere 29 Soldaten waren zum Teil schwer verletzt und mussten lange behandelt werden, bleibende Schäden waren zu befürchten. Diese Zahlen sollten sich später leider bestätigen. Für mich war die Situation sehr belastend und hat mich mental sehr getroffen. Aber durch Gespräche mit dem Militärpsychologen und Kameraden

konnte ich die Aus-wirkungen des Anschlages letztendlich gut verarbeiten. Mehr und mehr machte sich in meinem Hinterkopf die Frage breit „Hey Alter, was willst du hier mit deinen 55 Jahren, hast eine Frau zu Hause, zwei erwachsene Kinder und treibst dich hier in Afghanistan rum und lässt dir noch den Hintern wegschießen!“

Richtig, welcher Teufel hatte mich geritten, noch einmal als Soldat, so aktiv zu werden? Mich noch einmal mit 19-bis 25-jährigen, in Saft stehenden Soldaten, körperlich und geistig zu messen? Mich mit ihnen in den Kampftruppenschulen Wildflecken und Hammelburg nochmals im Staub und in Schützengräben zu wälzen? War es Selbstüberschätzung, war es Unzufriedenheit mit dem bisherigen Leben?

Nein, es war das Bedürfnis, noch einmal mich selbst zu beweisen und zu bestätigen. Blöd, nein für mich nicht. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich aber noch nicht, dass weitere sechs Auslandseinsätze in Afghanistan auf mich warteten, davon aber später mehr.

Fest stand aber für mich, dass eigentlich die Bundeswehr sich wie ein roter Faden, durch mein ganzes Leben gezogen hat. Wie war es vorher und wie ging es weiter, bis heute? Sicher ist jedes Leben erzählenswert. Aber mein Leben war kein normales, sondern ein überaus facettenreiches, mit spannenden Erlebnissen ausgefülltes Leben, von dem ich erzählen möchte.

Wie alles begann.....



Camp-Zeltstadt

Ankunft

Es war ein heißer Junitag 1953, als mein Leben mit 4 Jahren ein Gesicht bekam. Der Kleinlastwagen auf dessen Ladefläche ich saß, schaukelte gemächlich die letzten Meter der Knüppelpiste, die man auch Straße nennen konnte, in Richtung unserer neuen Heimat.

Wir sind die Familie Groth, bestehend aus dem Vater Willy, der Mutter Gretel, meinem Bruder Rolf und dem jüngsten Spross Wolfgang, also mich. Mein Vater musste sich beruflich verändern und hatte eine Anstellung als Landarbeiter und Treckerfahrer auf dem Gut Hohenholm bekommen. In einer Staubwolke, der die aus Lehm und Sand bestehenden Straßenbelag geschuldet war, kam der Lastwagen mit dem spärlichen Umzugsgut vor einem Haus zu stehen. Es war das letzte Haus einer Reihe anderer Anwesen, das sich zusammen Mierensik nannte, direkt an einer Landstraße gelegen. Es war ein Haus mit zwei Wohnungen, bestehend aus Wohn- und Schlafzimmer, sowie einer Küche mit Herd und einer Waschküche mit Handwaschbecken. An dem hinteren Hausende befand sich ein Stall für Gerätschaften und einer Box zur Tierhaltung. Dahinter wiederum, befand sich das „stille Örtchen“ als Plumpsklo, also freier Fall nach unten, genau in den Goldeimer. Der musste ja nach Bedarf selbst geleert werden. Diese Maßnahme konnte jedoch arbeitstechnisch und bequem auf dem angrenzenden Misthaufen erfolgen. Damit hatten wir uns wohnungsmäßig null verbessert, finanziell aber doch, wie ich später mitbekommen habe. Da nicht nur mein Vater als Treckerfahrer, sondern auch meine Mutter als Melkerin und Beiköchin bei dem Gutsherrn angestellt war, sah es finanziell gesehen ganz gut aus. Wurde doch in vielen Teilen in Deputat - Sachleistungen -

entlohnt. Soll heißen, es brauchte keine Miete oder Stromkosten bezahlt werden. Es gab je nach Familiengröße ab 1 Liter Milch pro Tag, einmal in der Woche ein Stück Butter, einmal im Jahr ausreichend Holz und Torf zum heizen der Wohnung, sowie je nach Position in der Hierarchie der Landarbeiter auf dem Gut, 25,- DM im Monat für die sonstigen Bedürfnisse. Da es ja in damaliger Zeit nicht viel zu kaufen gab, wird es wohl meinen Eltern gereicht haben.

Der tägliche Bedarf an Grundnahrungsmitteln usw. konnte in einen Krämerladen in Holtsee erworben werden. Ein großer Vorteil aber war, dass einmal die Woche ein Verkaufsauto des Bäckers und einer Fischfrau, die umliegenden Dörfer anfuhr und belieferte.

Dabei wurden nicht nur wichtige Informationen verbreitet, nein auch der Klatsch und Tratsch hielten reiche Ernte. Das Gut Hohenholm, Besitzer war Georg Henneberg-Zimmer, war schon groß, umfasste ca. 600 ha Grün- und Ackerfläche, mit eigenem Waldbesitz und nannte ungefähr 250 Kühe und bis zu 20 Pferden sein Eigen.

Es gab eine eigene Schmiede und ungefähr 20 Landarbeiter halfen das Gut zu bewirtschaften. Nach dem Zuzug hatte ich schnell zu den Nachbarkindern Kontakt gefunden und neue Freundschaften geschlossen, so konnte ich meine Vorschulkindheit fröhlich und behütet erleben. Obwohl, überschwängliche Liebe der Eltern zu den Kindern war damals bei uns Zuhause, wie auch in anderen Familien nicht üblich

und wurde somit auch nicht großartig vermisst.

Schulzeit

Nun sollte also der Ernst des Kinderlebens beginnen. Meine Einschulung zum 15.04.1955 stand an und die damit verbundene Aufregung erklärte sich von selbst. Mit der Schultüte im Arm ging es mit meiner Mutter in die ca. 2 km entfernte Volksschule in Holtsee. Zu Fuß natürlich, Auto, Bus oder gar 2 Fahrräder, Fehlanzeige. Die Volksschule erwies sich als vierräumig für 9 Klassen und zog damit die Zusammenlegung der Klassen 1 - 3, 4 - 5, 6 - 7, sowie die beiden höchsten Klassen 8 - 9 nach sich. Das war in vielen Dörfern, in ländlichen Strukturen, in dieser Zeit allgemein üblich.

Auch die drei Lehrkräfte waren von der Anzahl her überschaubar aber nett. In den 9 Schuljahren, die ich dort verbringen sollte, von der die 7. Klasse als Ehrenrunde wiederholt werden musste, erfolgte nur einmal ein Lehrerwechsel. Ansonsten waren die Lehrer Herr Blasel, und Schnoor, sowie Frau Lau allgegenwärtig.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass das wichtigste Schulgerät der Erstklässler, die Schiefertafel mit dazu gehörendem Griffel war. Dann erst kamen Bleistift und Malkreide zum Einsatz. Tintenschreibgeräte sollten erst nach gesicherten Lese- und Deutschkenntnissen folgen. Die Volksschule Holtsee war zuständig für die Beschulung der Kinder aus den Dörfern Holtsee, Harzhof, Hohenlieth, Hohenholm / Mierensik, Grünhorst und Lagenburg. Das hieß, viele Dörfer und viele verschiedene Meinungen, „Grabenkämpfe“ waren vorausschaubar. Außer den üblichen Schulfächern war die Sportstunde, auf dem außerhalb des Schulgeländes liegenden Sportplatz zu erwähnen, die bei schlechtem Wetter und im Winter regelmäßig ausfiel. Auch ein Schulwald sollte betreut und gepflegt werden. Das oblag in der Regel arbeitstechnisch

den oberen Klassen und sollte das Verständnis für Flora und Fauna festigen.

Mein Augenmerk fiel jedoch auf den hiesigen Holtseer Sportverein (HSV) und damit auf die Fußballsparte. Damit war für die nächsten Jahre, meine Freizeit zu einem Drittel geblockt. Das zweite Drittel Freizeit wurde von meinen Eltern kassiert. Da mein Vater bis zu 10 Stunden am Tag arbeiten und meine Mutter ab morgens 6 und nachmittags 16 Uhr mindestens für zwei Stunden die Kühe melken musste, blieb Arbeit für uns Kinder. Warteten doch je nach Jahreszeit die verschiedensten Gartenarbeiten auf mich. Es musste der Stall der zwei Schweine gemistet und für den Winter Holz gehackt und gestapelt werden.

Außerdem stand einmal in der Woche die Neubefüllung der Unterbetten mit frischem Stroh an. Matratzen waren bis Anfang der 60. Jahre für die Landbewohner ein Fremdwort. Geheizt wurde mit einem Holz / Kohleofen. Körperpflege fand in der Waschküche statt und einmal in der Woche ein Bade-tag, der Reihe nach durch die mit Heißwasser befüllte Zinkwanne. In den Wintermonaten reduzierte sich die Arbeit witterungsbedingt von allein. Es war nämlich Winter von November bis Februar/ März und zu 90 % Schnee und Frost angesagt. Außer Schneeschippen und Haustiere versorgen, wurde vornehmlich die Freizeit ausgefüllt. In meterhohen Schneeverwehungen an den Knicks tolle Schneehöhlen zu bauen, die auch wirklich begehbar waren. Oder es wurde Schlittschuh gelaufen, auf dem zugefrorenen Holtseer See. Eishockey gegen Kinder anderer Dörfer gespielt. Da festes Schuhwerk, außer Gummistiefel im Winter rar waren, wurden diese dann auch zum Anschnallen der Schlittschuhe benutzt. Das war natürlich eine wacklige Angelegenheit, hatte man doch kein Halt in den Fußgelenken. Die Schlittschuhe selbst hatten den Vorteil,

dass sie mit der Schuhgröße mitwachsen konnten, sie waren in der Länge und Breite verstellbar.

Oft war ich auch bei meinem Vater im Wald, wo die Landarbeiter „Holz machen“ waren. Im Winter wurden bestimmte Bäume gefällt, die mit Rückepferden, das waren von der Rasse her Kaltblüter, an Waldwege gezogen wurden, um sie dann später zum weiteren Transport dort zu lagern. Diese Arbeiten konnten am besten an Frosttagen erledigt werden, um den Waldboden nicht nachhaltig zu schädigen. Im Sommer dagegen waren es dann mehr Handarbeiten die gefordert waren, wie Graswiesen und Entwässerungsgräben ausmähen. Das Gras wurde dann, entweder auf Schwedenreuter oder auf Heudiemen zum trocknen „gestapelt“ um später dann als Futter für Haus- und Nutztiere zu dienen. So reihte sich ein Jahr an das andere, ohne nennenswerte persönlichen Ereignisse.

Außer, das darf nicht unerwähnt bleiben, brach in dieser Zeit die Kinderlähmung aus.

Eine Krankheit, die überwiegend Kinder und Jugendliche heimsuchte. Leider traf sie auch eine Schulfreundin von mir. Marita P. war zwar mit ihrer Schwester Sybille eine Klasse unter mir, aber doch jeden Tag präsent.

Glücklicherweise hatte sie eine leichtere Form der Krankheit erwischt, die in den kommenden zwei Jahren ausgeheilt war. Dies war für uns alle jedoch eine krasse Erfahrung. Bis mich im April 1962 der Konfirmationsunterricht einholte. Weil ich getauft war und damit der evangelischen Kirchengemeinde angehörte, war der Unterricht in den beiden letzten Jahren verbindlich. Das hieß also für mich, zusätzlich noch einmal die Woche zum Unterricht in das Pastorat der Kirche - Peter und Paul - der Nachbargemeinde Sehestedt zu fahren. Das war sehr nervig, einmal die Woche bei Wind und Wetter sieben Kilometer hin, sieben Kilometer zurück, natürlich mit dem

Fahrrad, um sich den Anwesenheitsstempel der Kirche abzuholen. Dann hatte ich es geschafft und wurde am 13.03.1964 mit 16 Jahren aus der Schule Holtsee entlassen, im Abschlusszeugnis mit einem „sehr gut“ im Verhalten und einem „Gut“ in Sport in der Schule, ansonsten mit eher mäßigen Schulnoten, da wäre noch viel Luft nach oben gewesen.



Holzhacken auf Hohenholm



Vier Freunde im Winter

Lehre

Schon im letzten Schuljahr habe ich mir Gedanken über mein weiteres Leben, sprich Ausbildung und Beruf gemacht. Wahr ist, dass ich an allem geschraubt habe, was ich unter den Fingern bekam. Also Kraftfahrzeugmechaniker stand ganz oben auf meiner Wunschliste. Als Ausbildungsbetrieb bot sich die Autofirma Ohm in Osdorf an, die mich auch nach einem Vorstellungsgespräch als Lehrling (Azubi) einstellen wollte. In den sechziger Jahren war es jedoch noch erforderlich ein Gesundheitszeugnis vorzulegen, in der die körperliche Eignung, diesen Beruf zu erlernen und aus zu üben, bescheinigt wurde. Deshalb habe ich mich bei unserem Hausarzt Dr. W. im Nachbarort Gettorf zur Untersuchung angemeldet. Das Ergebnis war ernüchternd, Dr. W. stellte angeblich körperliche Einschränkungen, wie zu groß, zu dünn und damit zu wenig Körpergewicht fest. Damit war der Traum als Schrauber zu arbeiten geplatzt. Was nun? Ich hörte mich im Freundeskreis um, was denn bei denen so berufsmäßig angedacht war. Dabei fiel auch der Maler- und Lackierberuf ins Auge. Nach einiger Zeit der Überlegung und Gesprächen mit ehemaligen Schulfreunden, die den Beruf schon ergriffen hatten, war mein Interesse geweckt. Dabei sollte man wissen, dass sich meine Eltern komplett aus der Berufswahl rausgehalten haben. Der Zufall wollte es, dass in Holtsee der Malerbetrieb Robert B. ansässig war. Ich also hin und mich vorgestellt und beworben. Und ja, ich wurde - auch wieder nach dem Akt, Gesundheitszeugnis - angenommen und habe meine Ausbildung zum Maler- und Lackierer am 01.04.1964 begonnen. Gemäß Lehrvertrag sollte sich die Ausbildung über drei Jahre erstrecken und wurde bei der

Handwerkskammer Flensburg am 05.02.1966 in die Lehrlingsrolle eingetragen.

Als monatliche Erziehungsbeihilfe (Lohn) wurde von der Handwerkskammer für das 1. Lehrjahr 60,00 für das 2. Lehrjahr 70,00 und das 3. Lehrjahr 80,00 DM empfohlen. Der 14-tägige Jahresurlaub war in den Berufsschulferien zu nehmen. Die tägliche Arbeitszeit war von Montag bis Freitag von 8:00 - 17:00 Uhr, mit einer Stunde Mittag und Samstag von 9:00 - 13:00 Uhr. Da der Ausbildungsbetrieb sehr klein war - drei Kollegen - wurde ich schnell und zeitnah mit allen Arbeiten die den Beruf ausmachen, konfrontiert. Das erhöhte schon im ersten Lehrjahr die Arbeitsmoral und die positive Einstellung zum angestrebten Beruf. Mein Lehrherr war ein höchst kompetenter Meister und Ausbilder. Streng in der Ausführung und dem Ergebnis durchgeführter Arbeiten, geduldig, hilfsbereit und immer offen für Fragen zum Beruf.

Die tatsächliche Bandbreite und Vielfalt des Berufes erkannte ich erst nach und nach. Es waren ja nicht nur die Maler- und Tapezierarbeiten, auch Sonderarbeiten, wie Beizen, Glättetechnik, Vergolden von Grabsteinbeschriftungen, Bleiverglasung und das Abstimmen und Nachmischen von Farbtönen, sollten erlernt werden. Es war natürlich gewöhnungsbedürftig mit einer Fußbank auf einem Grab zu sitzen, um die im Grabstein gemeißelte Inschrift neu zu vergolden. Oder im Kuh- oder Schweinestall defekte Glasscheiben in Stallfenster aus Gusseisen zu ersetzen. Und vom Rahmen der Außenfenster, die vierte Farbschicht mit einem Bunsenbrenner anzuweichen (abbrennen) und mit einem Spachtel zu entfernen, ohne dass die Fensterscheibe platzt.

Das Führen des Werkstattwochenbuches und eines Berichtheftes für die Berufsschule, gehörte zum theoretischen Teil der Ausbildung. In dem kam der Ablauf

eines jeden Tages der Woche zum Ausdruck, also fast ein Ausbildungstagebuch.

Die Berufsschule befand sich für mich in Eckernförde, Fischerkoppel, die ich einmal in der Woche besuchen musste. Die Mitschüler, sowie auch die beiden Fachklassenlehrer Herr Ostermann und Herr Goltz waren ok.

Das erste Lehrjahr war fast geschafft und wir schrieben den Februar 1965, als ich eines Nachts schweißgebadet und mit Fieber aufwachte. Außerdem hatte ich im unteren Bauchbereich rechts Schmerzen. Meine Mutter gab mir Schmerztabletten und versorgte mich mit kalten Wadenwickel, um das Fieber zu senken. Doch auch der nächste Tag brachte keine Besserung, also musste ärztlicher Beistand her. Aber unser Hausarzt Dr. W. hatte seine Praxis im acht Kilometer entfernten Gettorf. Es war Winter, so wie die Winter eben in den sechziger Jahren waren. Das hieß viel Schnee, Glatteis auf der Straße und alle zwei Kilometer Schneeverwehungen.

Der einzige Bus, der unseren Wohnort - immerhin drei Mal am Tag - anfuhr, war morgens auch schon nicht durchgekommen. Auf eine Busverbindung nach Gettorf konnte ich also nicht hoffen. Kam eigentlich nur noch ein Hausbesuch des Arztes in Frage. In solchen Fällen war es durchaus üblich, dass der Arzt zur Behandlung ins Haus kam. Problem war allerdings, es gab nur einen Telefonanschluss im ganzen Dorf und den hatte der Gutsbesitzer. Deshalb machte sich meine Mutter auf den Weg dorthin, um telefonisch einen Hausbesuch zu erbitten.

Aufgrund der bestehenden Straßenverhältnisse konnte Dr. W. jedoch den Ortsbereich Gettorf nicht verlassen. Nun war guter Rat teuer, eine Lösung musste her, mir ging es nicht besser, eher verstärkte sich der Bauchschmerz noch. Hinter dem Plan B dieser Situation stand das Wort „Trecker“. Mein Vater schilderte dem Gutsherrn die Sachlage und bat um Unterstützung. Dieser gab sofort

grünes Licht. Vater suchte sich den größten und stärksten Trecker aus und stand damit 30 Minuten später vor unserer Wohnung. Meine Mutter hatte mich zwischenzeitlich informiert was geplant war. Ich hatte mich warm angezogen, bestieg den Trecker und los ging die wilde Fahrt nach Gettorf. Weil die Fahrt auf der Straße auch durch Schneewehen und kurze Ackerstrecken führte, stand ich im Führerhaus des Treckers hinter meinem Vater und hielt mich am Fahrersitz und den Kabinenschlaufen am Dach fest. Dadurch konnte ich die teilweise starken Schläge des Treckers, ausgelöst durch unregelmäßigen Straßenbelag und Ackerfurchen, besser auffangen und so die Bauchschmerzen in Grenzen halten.

Endlich hatten wir nach ca. 45 Minuten Gettorf und damit die Arztpraxis erreicht. Die ärztliche Untersuchung ergab, dass ich eine akute Blinddarmentzündung hatte, die eine sofortige Einweisung in das Kreiskrankenhaus in Eckernförde erforderlich machte. Das örtliche Taxiunternehmen Stegemann wurde informiert und gebeten die Krankenfahrt zu übernehmen. Zum Glück waren die Straßenverhältnisse der B 76 nach Eckernförde stabil und gut befahrbar, sodass wir in 30 Minuten das Krankenhaus erreicht hatten. Die Klinik war schon durch die Praxis Dr. W. informiert worden. Nach entsprechender Vorbereitung wurde ich noch am späten Nachmittag operiert und mir der Blinddarm entfernt. Später wachte ich in einem Dreibettzimmer auf und musste dort noch zwölf Tage verbringen, um danach als genesen entlassen zu werden. Das war mein einziger krankheitsbedingter Arbeitsausfall in der gesamten Lehrzeit.

Wie alle Jugendlichen, wartete auch ich auf den Tag X. Der Tag an dem ich das Alter und genügend Geld zusammengespart hatte, um den Führerschein der Klasse vier zu machen. Dieser erlaubte dem Inhaber, Trecker und Kleinkrafträder bis 50 cbm - Moped - auf öffentlichen

Straßen zu führen. Das bedeutete für mich Unabhängigkeit von Bus, Bahn und Fahrrad. Ich konnte in meiner Freizeit fahren wo hin und wann ich wollte. Das war für mich als Landei natürlich ein großer Wurf. Und genau da „lag der Hase im Pfeffer“, wie man so schön sagt. In Gettorf gab es die Firma Andersch, die Fahrräder und Kräder (Moped) verkaufte, mit kleiner Werkstatt nebenan. Also fuhr ich hin, etwas passendes für mich zu finden. Die Auswahl war groß und ging von der Marke Honda, Zündapp bis Kreidler. Ja, eine Kreidler (50 cbm) in der Farbe braun, das wärs.

Und da war er, der Haken. Nachdem der Kaufvertrag vorgefertigt zur Unterschrift vorlag, kamen sie, die aber.....1. da nicht volljährig, nicht geschäftstüchtig, 2. kein Geld, also kein Barkauf, 3. blieb die Ratenzahlung, aber dafür brauchte man damals noch einen Bürgen. Meine Eltern und den Lehrmeister konnte ich vergessen. Die Eltern unterschrieben zwar den Kaufvertrag, aber den Bürgen, woher nehmen?

Es blieb nur noch der Gutsbesitzer, Herr Henneberg-Zimmer, er kannte mich ja schon eine Ewigkeit.

Also mit dem Kaufvertrag in der Tasche und hin zu ihm. Ich erklärte mein Anliegen. Nach kurzer Überlegung stimmte er, zu meiner unbändigen Freude zu und unterschrieb als Bürge. Diese Entscheidung sollte er nie bereuen, ich zahlte natürlich immer die Raten, bis zum Schluss, pünktlich ein.

Anfang 1967 näherte sich das Ende meiner Lehrzeit und die Abschlussprüfungen standen bevor. Der theoretische Teil bestand aus den Fächern Bürger-, Geschäfts-, und Fachkunde, sowie Fachrechnen und Fachzeichnen und war sehr umfangreich. Der praktische Teil beinhaltete die Neugestaltung eines Raumes durch die erlernten handwerklichen Fertigkeiten. Dafür hatte ich eine Woche Zeit. Diese Prüfung musste jedoch in einem fremden Ausbildungsbetrieb und damit anderen Ort abgelegt werden. Der Betrieb wurde durch den Prüfungsausschuss

bestimmt. Mir wurde der Ausbildungsbetrieb P. in Owschlag zu gewiesen. Meister P. teilte mir einen Kundenauftrag zu, es sollte ein Eingangsflur eines Hauses mit Treppenaufgang neugestaltet werden. Das Material und Werkzeug wurden mir gestellt, sowie auch Essen und Unterkunft für die Prüfungswoche. Alle Prüfungsaufgaben musste ich natürlich allein bewältigen und brauchte deshalb auch die komplette Woche, um eine saubere handwerkliche Arbeit abzuliefern. Die Prüfungen wurden im Februar 1967 von dem Prüfungsausschuss abgenommen und bewertet.

Ende Februar, ich war gerade bei einem Kunden um einen Auftrag zu erledigen, als plötzlich mein Lehrmeister dort auftauchte und Stolz vor Freude erzählte „Du hast die Gesellenprüfung bestanden und bist auch noch Innungsbester dieses Jahrgangs auf Kreisebene geworden“. Dieses Ergebnis der Prüfung war ihm telefonisch vorab mitgeteilt worden. Die Auszeichnung war verbunden mit einer Einladung des Landesinnungsverbandes Schleswig-Holstein, zur Teilnahme an einen Leistungswettbewerb der Besten des Landes in Rendsburg.

Am Ende des Wettbewerbes, der vom 16. - 18.03.1967 ausgetragen wurde, fand ich mich unter den fünf Besten des Landes wieder. Das war nicht nur für mich persönlich hoch motivierend, sondern auch für meinen Lehrbetrieb ein gutes Aushängeschild. Am 31.03.1967 beendete ich meine Ausbildung, arbeitete jedoch als Geselle weiter in dem Betrieb, um mir nachfolgende Jugendliche in dem Beruf mit auszubilden. Aber in der verbleibenden Zeit des Jahres sollten sich schon bald Ereignisse und Entscheidungen ankündigen, die mein weiteres Leben beeinflussen würden.

Erwähnenswert wäre noch zu erzählen, wie ich zum Operettengänger geworden bin. Im Vorfeld hatte ich erzählt, dass ich als Bürgen - für den Ratenkauf eines Mopeds - den Gutsbesitzer Henneberg-Zimmer, gewinnen